

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

46. Sonnabend, am 10. Juni 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gesammelte Schriften, Novellen und Dichtungen von Theodor Mundt. Erster Band.
I. „Cimaletti.“ Eine Novelle. II. „Protestantische Bilder aus Böhmen.“ Leipzig, bei Einhorn. 1843.

Bei Sammlungen dieser Art kommt wenig oder nichts auf ihren allgemeinen Titel an. Es wird daher auch meist die Wahl desselben Anderen, z. B. der Verlags-handlung, aus leicht zu errathenden Gründen überlassen. So viel wenigstens scheint ausgemacht zu seyn, daß der Verfasser vorliegender Sammlung, welcher bekanntlich vor mehreren Jahren durch ein in Zeitschriften viel gerühmtes Buch unter der Aufschrift: „Die Kunst der deutschen Prosa,“ sich besonders auch als Sprachforscher darstellte, zu der Wahl des Titels: „Gesammelte Schriften, Novellen und Dichtungen“ schwerlich mitgewirkt haben kann. Denn wäre der gemachte Unterschied richtig, so würde die Novelle weder zu den Schriften im Allgemeinen, noch zu den Dichtungen gehören, was doch wohl Niemand ihr absprechen möchte.

In „Cimaletti“ führt der Zufall die Gräfin Hippolyta v. P. mit diesem jungen, gleich ihr Reisenden zusammen. Entflammt durch ihre Schönheit und stolze Haltung sucht er sich ihr zum Lehrer ihrer Tochter Uda aufzudringen. Aber die offenbare Verachtung, mit der sie den Stourbi zurückweist, facht dessen Leidenschaft für sie noch mehr an. Sieggewohnt im Umgange der Frauen, beschließt der schöne und geistvolle Demagog, Lion, Flaneur &c. Alles in Einer Person, auch den Triumph über sie und die so höchstgebildete und romanhafte, als leidenschaftliche Dame, welche, da ihr Gemahl des Hochverraths bezüchtigt, nach Sibirien verwiesen worden, auf ihre Güter in Curland zurückzukehren gedenkt, fühlt sich nur allzubald in den Fesseln des nämlichen, den sie so gern ihre ganze Strenge hätte fühlen lassen. Ihre Tochter ist fünfzehn Jahr alt und die Mutter nahe bis in das Alter der sogenannten Grazien des Romandichters Herrn v. Balzac bereits vorgerückt, während die mit geistigen und körperlichen Reizen begabte Uda nur noch erst in unruhigen Träumen die Bande der Kindheit durchbrochen hat. Ganz unter den Augen dieses kindlichen Wesens entwickelt sich

das innige Verhältniß zwischen ihrer Mutter und Cimaletti und Uda's Haß gegen diesen nimmt in eben dem Grade zu, als die Liebe zu ihm in der Gräfin Hippolyta. Erkrankt, wie man glaubt, bis zum Tode, beschwört er die Gräfin, „ihn als deren Gatten sterben zu lassen.“ Im Augenblick seines Absterbens soll sie nämlich ihre Hand in die seinige legen und ein Priester soll den Segen darüber sprechen, „damit er ihr auf ewig angehöre und der stillen Liebe Lohn mit sich von dannen in das Himmelreich trage.“ Es kommt auch wirklich zu der Einsegnung, aber nicht zum Tode Cimaletti's, ist doch die ganze Krankheit von bloßer Verstellung ausgegangen. Völlig gesund wieder wird er ihr Gemahl im Leben. Aber das dadurch Anfangs allerdings herbeigeführte Glück ist nicht von Dauer. Die Liebe der Gräfin entrüstet über die zunehmende Erkaltung seiner Leidenschaft, verwandelt sich in Haß. Sie äußert gegen die Tochter, daß sie ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen gedenke. Allein in Uda's Herzen ist inzwischen eine ähnliche Veränderung eingetreten. Ihr Haß ermattet, hat sich in Liebe verkehrt und nach vielen Kämpfen in ihrem Innern zwischen dem, was sie der Mutter und was sie Cimaletti schuldig zu seyn glaubt, entdeckt sie ihm die Absicht der Gräfin und giebt ihm den Rath, sich der Gefahr durch die Flucht zu entziehen. Dieß will er jedoch einzig, wenn sie sich entschließt, seine Gefährtin zu werden. Auch sein Herz hat sich nämlich von der verknospenden Rose ab-, der noch in der Knospe halbverborgenen zugewendet. Nach mancherlei Verhandlungen und Vorfällen kommt es wirklich zu einer gemeinschaftlichen Entfernung. Doch die an sich schon fast in jeder Hinsicht unnatürlichen und widerwärtigen Elemente können unmöglich ein glückliches Resultat herbeiführen. Zuletzt endet noch die Gräfin und der wegen demagogischer Bestrebungen eingezogene Cimaletti im Gefängnisse an Gift, welches sie aus Liebe mit ihm zu theilen sich entschließt.

Nach dieser, allerdings schon aus Platzmangel nur sehr unvollständig gerathenen Skizze beut das Sujet offenbar manchen Anstoß in sittlicher und anderer Hinsicht dar. Aber man würde eine gewaltige Sünde gegen den talentvollen Dichter begehen, wollte man von diesem

fleischlosen Skelette sich zu einem Urtheile über seine Dichtung verleiten lassen. Vielmehr verdient er für das, was ihm aus dem widerstrebenden Stoffe zu bilden gelungen, unseren aufrichtigsten Dank. Allerdings besteht der Character Cimaletti's, eines in Deutschland gebornen Abkömmlings ital. Eltern, in dem seltsamsten Gemisch löblicher und tadelnswerther Eigenschaften. An Consequenz ist darin nur in so fern ein Gedanke, weil er immer auf gleicher Weise zwischen Gutem und Bösem herumschwankt und durch die Bege der Leidenschaft bald jenem bald diesem sich zutreiben läßt. Der Gräfin, ohngefähr von demselben moralischen oder vielleicht unmoralischen Gehalte, wie er, wäre kein besseres Seitenstück anzuempfehlen, als gerade dieser Gemahl. Um so mehr aber leuchtet es jedem schon vom Beginn ihres näheren Verhältnisses ein, daß Letzteres unmöglich Bestand haben kann. Beide sind Spiegelbilder von Personen und Bestrebungen der neuesten Zeit, aber in großartigem Style gehalten. Ueberhaupt bezeugt der Verfasser in der Schilderung beider und auch des übrigen Personals, eine tiefe Menschenkenntniß, bei ausgezeichnete Phantasie und Dichtungskraft. Wahrhafter Meister in der Kunst der Darstellung, weiß er die geheimen Fäden, welche die sich widersprechendsten Eigenschaften der Charactere an einander knüpfen und fest halten, uns sichtbar werden zu lassen und sogar mancher an sich ganz abstoßenden Handlung damit wieder verfühnende Stoffe beizufügen. Dieß ist z. B. mit der verstellten Todkrankheit Cimaletti's der Fall, welche dadurch allein der wohlverdienten Verachtung entzogen wird, daß dem leichtfertigen Abentheurer von derselben Leidenschaft, die ihn zu solchem Betrüge veranlaßte, die Krankheit wirklich aufgedrungen wird, welche sie nur zu erheucheln dachte.

Unstreitig gehört diese Erzählung, was man auch an deren Ganzem auszufehen haben könnte, vermöge ihrer höchst lebendigen Gestaltung, ihres Gedankenreichtums und einer reizvollen Diction zu den besten der neuerlich erschienenen. Köstliche, tief aus der Seele der Natur geschöpfte Bilder bieten dem Leser oft den höchsten, geistigen Genuß durch die Uebereinstimmung der eigenen Erfahrungen mit der Schilderung des Dichters. Sehr anmuthig ist, was Seite 194 über das Wesen des Russes gesagt wird, wenn es auch noch nicht an die Lieblichkeit des Liedes reicht, welches der kernvolle alte deutsche Dichter Fleming dem Russe widmet, und nachdem er die Beschaffenheit des ächten Russes ganz genau beschrieben hat, zuletzt dennoch sagt:

„Ich nur und die Liebste wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen.“

Ada's Brief, mit welchem die Geschichte endet, deutet den starken, originellen Character dieser reizenden Jungfrau in kraftvollen, eindringenden Worten an. Gewiß stimmt der Leser dem Urtheilspruche am Schlusse des Briefes über Falk, einen Jugendfreund Cimaletti's bei, oder findet solchen vielleicht allzu mild. Dieser, in Sentimentalität früher fast untergehende heimliche Polizeispion, der den Jugendfreund auf das Arglistigste überwacht, um ihn in's Verderben zu stürzen, ist jedenfalls eine verächtliche, gemeine Creatur.

Der den größten Theil des Bandes füllenden Novelle reihen sich unter dem Titel: „Protestantische Bilder aus Böhmen,“ noch einige historische Bruchstücke an. Das Interesse an ihnen wird für Viele gewiß noch dadurch erhöht werden, daß sie zum Theil von Johann Huf handeln, dessen Name so eben durch Lessing's treffliches Gemälde die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf's Neue an sich gezogen hat.

A. Friedrich.

Clementine. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1843.

Der Verfasser des vorliegenden Romanes hat sich zwar nicht genannt, allein die Gewandtheit der Sprache und ganze Behandlung des sehr einfachen aber dennoch interessanten Stoffes verrathen, daß er der Feder nicht fremd ist. Wir wissen nicht, ob dieses Werk das erste Product seiner Muse, können ihn aber, wenn dieß der Fall, nur ermutigen auf der betretenen Bahn fortzufahren. —

Begegnen wir auch keiner sprühenden Genialität, origineller Verwicklung und piquanten Situationen, so ist der einfache Gang der Ereignisse doch so durchaus naturgetreu, die Entfaltung einer edlen weiblichen Natur im Conflict tief eingewurzelter leidenschaftlicher Liebe und strenger Pflichterfüllung so interessant, daß wir mit steigendem Antheil diesen hübschen Roman gelesen. —

Oft scheint es, als könne nur eine weibliche Feder diese Seelenkämpfe so nachempfindend schildern, und wir finden uns versucht, einen weiblichen Autor zu vermuthen, wenn nicht mehrere Einzelheiten dem widersprächen — es bleibe dieß dahingestellt.

Vom Inhalt bemerken wir nur einiges. Clementine, ein schönes geistreiches Mädchen, liebt mit der ganzen Gewalt des erwachenden Gefühls einen jungen, ausge-

zeichneten Mann und glaubt diese Liebe eben so erwidert. Verhältnisse trennen beide. Er erkaltet, von einem anderen Gegenstande entzündet. Sie bewahrt aber die Jugendliebe im Heiligthum des tief verletzten Gemüths, und giebt erst nach Jahren dem Dringen der Verwandten nach, und einem alten Manne die Hand. Sie lebt zufrieden, aber die fühlbar schmerzende Leere des Herzens weicht weder den glänzenden Verhältnissen der äußeren Umgebung, noch der herzlichen Neigung des Gatten, der unabweislichen Erkenntniß seines hohen Werthes.

Da bringt der Zufall Roberten, den Unvergessenen, wieder in ihre Nähe, und die frühere Leidenschaft erwacht mit verdoppelter Gewalt in Beiden. —

Nach schweren Kämpfen, bestürmt von der anbetenden Gluth Robert's und von der eigenen, wie von der verlockenden Aussicht des höchsten Liebesglücks geht dennoch Clementine so schuldlos als siegreich aus dieser gefährlichen Versuchung hervor. Ihr edleres Selbst, geläutert an der härtenden Flamme der Entsagung, hat das Rechte erkannt und sucht und findet fortan in treuer Erfüllung der einmal übernommenen Pflichten den ersehnten Frieden.

Eine durchaus edle, reine Sprache — in der uns nur zweimal das Wörtchen „verbringen,“ statt „zubringen“ auffiel — vielleicht ein Schreib- oder Druckfehler — Klarheit und Sittlichkeit, so wie die lobenswerthe Vermeidung der jetzt leider fashionablen Weit-schweifigkeit, welche manchen berühmten, hochgepriesenen Namen eigen sind — zeichnen das Büchlein aus, dem die Verlags-handlung einen schönen splendiden Druck und überaus anständige Ausstattung verliehen hat.

Ilidor (v. M.)

Bildende Kunst.

Betrachtungen in Bezug auf Portraitmalerei.

(Beschluß.)

Wir wissen, daß etwas wahr sey und wir halten etwas für wahr. Ersteres findet im Bereich dessen Statt, was wir durch die Sinne wahrnehmen und durch den Verstand begreifen. Es muß da seyn, weil es Gegenstand unserer Auffassung wird und wir eine Vorstellung davon uns zu machen fähig sind, vermöge deren wir es von etwas anderem unterscheiden. Zu dem Fürwahrhalten gelangen wir auf dem Grunde des bereits in dieser Weise für wahr Erkannten entweder im Wege des abstracten Denkens, indem wir Gründe dafür

auffinden, das uns Faßliche als ein durch das an sich uns nicht Faßliche Bedingtes anzusehen, wonach wir uns der Nothwendigkeit bewußt werden, daß auch letzteres vorhanden seyn müsse, oder durch die Eindrücke des Gefühls, indem wir das vermittelst derselben in Beziehung auf das, was wir erkennen, vermöge der Ahnung eines Vollkommenen in gewisser selbstständiger Weise uns sich Veroffenbarende als insoweit mit ersterem in nothwendigem Zusammenhange stehend, betrachten. Ueberzeugung, daß etwas wahr sey, beruht demnach immer auf dem Bewußtseyn, es müsse etwas nothwendiger Weise vorhanden seyn.

Man nennt die durch das Gefühl zu Theil gewordene Vorstellung im Gegensatz zu der, zu welcher das abstracte Denken führt, eine innige lebendige, weil sie den Keim der Sehnsucht nach einem Vollkommeneren in sich trägt. Sie bleibt aber, ohnerachtet die Richtungen, in welchen das uns vorschwebende Höchste sich geltend macht, fortwährend sich ändern können, eine wahre, weil nie das Gefühl selbst, welches sich ausspricht, sondern nur das Gebiet unserer Erkenntniß, auf welchem es Anziehungspuncte findet, ein anderes wird. „Sein Gefühl ist stumpf, er fühlt fein,“ bezieht sich zunächst immer nur auf das untergeordnete Vermögen, die Eigenschaften der Dinge, welche für uns faßlich sind, zu erkennen. Für die Richtigkeit des Gefühls selbst, insofern dadurch angedeutet werden soll, dieser oder jener Gegenstand sey mehr oder minder dazu geeignet, dasselbe zu erwecken, haben wir keinen anderen Prüfstein, als die Stärke des entstandenen Eindrucks. Denn das dabei wirksam gewesene Ahnungsvermögen läßt sich nicht analysiren. Man kann sich dem Gefühl hingeben, durch Festhalten der betreffenden Vorstellung oder Erneuerung derselben den Eindruck dauernd zu machen und beziehendlich wieder hervorzurufen suchen, was, wenn es aus Reflexion in berechnender Absicht geschieht, nicht der Natur gemäß ist und die Willenskraft schwächt, aber nicht durch Grübeln über den in der angegebenen Maasse vorhandenen Grund jenes Eindrucks weiter dringen. Dagegen bestehen gewisse Schranken, deren Beachtung uns vor Ueberschwenglichkeit des Gefühls bewahrt. Erstens insofern, als nur das, was wir wirklich zu erkennen und zu begreifen im Stande sind, das Feld ist, auf welchem das Gefühl mit dem Bewußtseyn, daß es Grund habe, sich bewegt. Sind wir uns der Wahrheit der betreffenden Vorstellungen nicht mehr bewußt, so wird das Gefühl mystisch, was sich von selbst ergiebt, da der Mysticismus allemal darin besteht, daß wir etwas als wahr annehmen, was

wir uns als nach seinem ursächlichen Zusammenhange mit etwas Anderem schon als wahr Erkannten nothwendig nicht denken können. Zweitens insofern wir durch die Art und Weise, wie sich das Gefühl zu erkennen giebt, in gewisse Grenzen gewiesen werden. Die Wahrnehmung dieser kann nicht anders, als demüthigend seyn.

Die Wirksamkeit des Gefühls tritt, ohne daß wir es wollen und ohne daß wir uns der Gründe der dadurch in uns eingefloßten Ueberzeugung bewußt werden, hervor. Es findet daher ein natürliches Mißtrauen dagegen statt, welches durch die von der Vernunft gebotene Idee, daß wir vor allen Dingen die Freiheit unseres Willens zu bewahren haben, gerechtfertigt wird und das Bestreben erweckt, fortwährend zu verhüten zu suchen, daß die Eindrücke des Gefühls zu lebhaft und sonach überwältigend werden, was bei einer etwa eintretenden Collision zwischen dem in der bemerkten Weise durch das Gefühl als wahr Erkannten einer und dem auf anderem Wege, nämlich auf dem, wo wir der Gründe unserer Ueberzeugung uns bewußt werden, als wahr Erkannten anderer Seite, und zwar, dieses Bewußtseyns der Gründe ohnerachtet, um so leichter der Fall seyn kann, als wir nur eine indirecte Herrschaft über das Gefühl ausüben können.

Man schämt sich eines Gefühls, das uns überwältigt hat, aber nicht desselben überhaupt, weil es vorhanden ist, sondern nur, insofern es eine Demüthigung für uns ist, daß wir die Herrschaft über uns selbst zu behaupten nicht vermöcht haben. Es kann auch einzelne außerordentliche Fälle geben, in welchen wir uns keinen Vorwurf darüber machen, momentweise dem Gefühl einen überwiegenden Einfluß auf unseren Willen eingeräumt zu haben. Vielleicht werden große Kraftentwickelungen nur dadurch möglich. Aber das unterliegt nicht mehr einer menschlichen Beurtheilung. Durchaus fehlerhaft, der Bloßstellung werth und irreleitend ist nur die Absicht, mit Hintansetzung alles anderen, was uns Ueberzeugung gewähren kann, das von dem Gefühl Eingebene als alleinige Richtschnur des Willens gelten lassen.

Es ergeben sich demnach folgende Sätze: Das Reich dessen, was für uns als wahr besteht, erstreckt sich weiter, als gewöhnlich angenommen wird. Der Mensch ist in sich wahr, heißt, er ist sich der für ihn bestehenden moralischen Nothwendigkeit bewußt, daß er so und nicht anders seyn müsse. Die erste Eigenschaft, welche jeder Künstler besitzen muß, ist ein ausgebildeter Sinn, d. i. die Fähigkeit, solche mannichfaltige Unterscheidungen an den erkennbaren Gegenständen und überhaupt dieselben in einer solchen Specialität und Vielseitigkeit aufzufassen, wie es erforderlich ist, damit die Ahnung des Vollkommenen, Höchsten, Unendlichen in, so weit immer möglich, geläuterter und vollständiger Weise ihm sich veroffenbaren könne. Hierbei, wohin nächst vielen anderen der Theorie der Kunst anheim

fallenden Begriffen, z. B. die Erkennung des Reizes gehört, insofern man denselben die Physiognomie des Anziehenden nennen könnte, sind alle Seelenkräfte zusammenwirkend thätig und das Streben nach Auffindung des Schönen kann nur diese Richtung haben. Das zweite Erforderniß ist das Vorhandenseyn eines unverbildeten Gefühls, wobei alles das sich geltend macht, was vorhin über die von Natur statt findende Beschränkung desselben bemerkt worden ist. Hier verhält der Künstler sich, was das Entstehen des Eindrucks an und für sich betrifft, nur passiv. Aber ohne daß er einen Begriff davon hat, wie es geschieht, theilt sich dem von ihm zu erschaffenden, wenn schon in die Grenzen der menschlichen Vorstellungsweise gewiesenen Werke der Ausdruck des von ihm geahneten Vollkommenen mit. Es ist schön, denn es vermag den Eindruck zu erwecken, welcher bei der Hervorbringung desselben mitgewirkt hat und es ist wahr, denn es steht mit dem Gegenstande der Darstellung in nothwendiger Verbindung. Man pflegt auch das, wodurch dieß möglich wird, mit dem die höhere Eingebung andeutenden Ausdruck, die Weihe der Kunst zu bezeichnen.

Sprache ist die Form des Ausdruckes unserer Vorstellungen, das Gewand des Gedankens, die Hülle, in welcher der Dichter den zu Hervorbringung des Eindrucks des Schönen geeigneten Gegenstand uns vorführt. In dem Streben aller Kunst, in dem uns Vorstellbaren die mannichfaltigsten und geläutertsten Beziehungen auf das von uns nie zu erreichende, aber immer wieder unserem Bewußtseyn ahnungsweise sich veroffenbarende Höchste aufzufinden, gelangt der Dichter am weitesten. Für seine wiewohl des Zaubers der äußeren Form entbehrende Schöpfungen besteht keine Schranke, als die der menschlichen Erkenntniß überhaupt. Auch scheint das Element, in dem er sich bewegt — das von den Banden der äußeren Form entfesselte, in der uns denkbaren größten Freiheit waltende Geistige — noch am ersten einer gewissen, der Ahnung eines Vollkommenen entgegenkommenden Läuterung fähig. Auf der Annahme einer solchen beruht das, was man Ideal nennt, der dem uns vorschwebenden Höchsten, Unendlichen zugewandte Endpunct unserer Erkenntniß. —

Daß bei Werken der Dichtkunst mehr als bei anderen Kunstleistungen von einem Ideal die Rede seyn kann, ist deren ihr den Vorrang vor anderen Gattungen der Kunst sichernde erhabenste Eigenschaft. Jedem anderen Künstler kann in Hinsicht der Art und Weise, wie der Dichter das Ideale anzudeuten vermag, derselbe zum Vorbild dienen und es rechtfertigt sich dadurch der Sinn des Ausspruchs eines geistreichen Mannes: „Jedes Portrait muß ein Gedicht auf die Person seyn, welche es darstellt“.)“

*) Nachzuweisen, wie dieß zu verstehen sey, war der nächste Zweck dieser Betrachtungen.